

Feuilleton



„Lieber, was gibt's Neues?“ M. R.-R. 2010, beim Buchmessenempfang in Frankfurt

Foto Julia Zimmermann

Die Fragen hier, die hat er gern gemocht. Spätestens dienstags rief er immer an, um sich zu erkundigen, ob neue Fragen gekommen seien. Es waren immer neue Fragen gekommen, und dann wollte er wissen, ob es auch gute Fragen seien. Ich fand sie meist ganz gut, er fand sie oft fürchterlich. Er sagte das zumindest häufig. Ich glaube, er war manchmal gerne unzufrieden und kritisch. Und er war natürlich anspruchsvoll. Die Fragen an ihn sollten immer die allerbesten Fragen sein, und er hatte eben nie im Leben Lust, etwas Mittelmäßiges zu loben, nur weil es andere vielleicht gern hören wollten, oder nur, um irgendwie nett zu sein. Aber er liebte die Fragen. Er wollte gefragt werden, und er wollte Antworten geben, bis zuletzt.

Ein kleiner Unglaube und Stolz schien auch immer mit dabei zu sein. Dass er, der in Polen geborene Jude Marcel Reich-Ranicki, der keine deutsche Universität besuchen durfte und der nach dem Willen vieler Deutscher längst nicht mehr hätte am Leben sein sollen, dass er nun zu einer Art Einmann-Sachverständigenrat geworden war, der Weise aus Frankfurt, ein Orakel, die höchste Autorität, das empfand er auch selbst wohl immer wieder als kurios. Wie sein ganzes Leben.

Und er war sich niemals wirklich sicher, dass das auch so bleiben würde, dass er auf sicherem Boden stand. Je älter er wurde, desto wichtiger wurden ihm die Fragen der Leser. Dieses Drängen und Hoffen auf neue Fragen jede Woche, das war, als wollte er sich immer aufs Neue vergewissern, dass es

noch stimmt, dass er immer noch diese bewunderte Autorität ist, dass die Menschen wirklich all diese Dinge von ihm wissen wollen. Und dass er diese Fragen immer noch beantworten kann wie kein Zweiter. Aber er war müde, die Kräfte schwanden immer mehr. Seine Antworten wurden immer kürzer und knapper. Zuletzt war es wie ein langsames, öffentliches Verschwinden, Sonntag für Sonntag. Er wollte es so. Er tat, was er konnte.

Die letzten Fragen und seine letzten Antworten – ich weiß nicht, ich glaube, es musste so aufhören – gingen ja so:

Wie es ihm gehe, hat ein Leser – Reich-Ranicki hatte zuvor einige Ausgaben pausieren müssen – ihn gefragt, „langsam wieder besser“ hat er geantwortet. Ob er immer noch den „Spiegel“ so gern lese, fragte ein anderer, sich wohl an Reich-Ranickis Satz erinnernd, er wolle schon allein deshalb nicht sterben, weil er dann nicht mehr erfahre, was im nächsten „Spiegel“ stehe. Ja, den lese er immer noch, antwortete er. Und welche Figur im Werk von Thomas Mann ihm an nächsten stehe, fragte wieder ein anderer Leser, wie um noch einmal seinen liebsten Ton auf ei-

ner Klaviertastatur anzuschlagen: „Tonio Kröger“. Wer sonst. Das Buch seines Lebens.

In seiner Autobiographie hatte er es so erklärt: Dieser Tonio Kröger sei ein Mensch, „der an seiner Unzugehörigkeit leidet und wie ein Fremdling im eigenen Haus lebt – in ihm habe ich mich wiedererkannt. Seine Klage, er sei oft sterbensmüde, ‚das Menschliche darzustellen, ohne am Menschlichen teilzuhaben‘, hat mich tief getroffen. Die Furcht, nur in der Literatur zu leben und vom Menschlichen ausgeschlossen zu sein, die Sehnsucht also nach jener

schönen, grünen Weide, die rings umher liegt und doch unerreichbar bleibt, hat mich nie ganz verlassen. Diese Furcht und diese Sehnsucht gehören zu den Leitmotiven meines Lebens.“

Die Sehnsucht, dazugehören. Gehörte er denn nicht dazu? Sein Aufstieg im deutschen Kulturleben nach seiner Rückkehr aus Polen 1958 war doch märchenhaft. Bewundert, gefürchtet, überall war er ja dabei, bei jedem Treffen der Gruppe 47, bald schon auf wichtigem Posten bei der „Zeit“, dann Literaturchef der F.A.Z., dann im Fernsehen, und der Ruhm wuchs und wuchs. Aber

wer „Mein Leben“ gelesen hat, der weiß, wie einsam dieser Mann oft war. Dass man ihn bei der „Zeit“ gern schreiben ließ, man ihn aber nicht in der Redaktion haben wollte, hat ihn tief getroffen. Ja, und als er bei der F.A.Z. seinen Vertrag unterschrieben hatte, aber noch nicht dort arbeitete, kam es zu jener Einladung, in die Villa des Verlegers Wolf Jobst Siedler in Berlin-Dahlem, aus Anlass des Erscheinens des Hitler-Buches des F.A.Z.-Herausgebers Joachim Fest. Nein, man hatte ihnen, Marcel und Tosia Reich-Ranicki, nicht gesagt, wen sie an jenem festlichen Abend in diesem Haus treffen würden. Es war für beide eine Überraschung. „Tosia wurde blass. Auch ich fühlte mich plötzlich nicht ganz wohl“, schreibt Reich-Ranicki später. Der Ehrengast begrüßt sie beide ganz besonders herzlich. Wer war es? „Dieser dezenteste Herr war ein Verbrecher, einer der schrecklichsten Kriegsverbrecher in der Geschichte Deutschlands. Er hatte den Tod unzähliger Menschen verschuldet. Noch unlängst hatte er zu den engsten Mitarbeitern und Vertrauten Adolf Hitlers gehört.“ Albert Speer. So hat ihn Marcel Reich-Ranicki in seinem Lebensbuch beschrieben. Er selbst habe damals nur entsetzt geschwiegen. Ihm war an einem Streit mit Fest nicht gelegen. Er hat nie mit ihm darüber gesprochen.

Die Rettung fand er immer in der Literatur. Immer. Das war schon vor dem Getto so. Wenn er dem Deutschlehrer gebannt zuhörte, wenn er, der Jude, der der beste Deutschschüler seiner Klasse war, als längst schon auf den Schandpfählen Berlins die Parole stand:

Fortsetzung auf Seite 42

Danke!

Wir hätten noch so viele Fragen gehabt. Marcel Reich-Ranicki ist gestorben. Uns bleibt, außer einer großen Traurigkeit, das Staunen über diesen wunderbaren Mann

Von Volker Weidermann

ELEKTRISCH

Das neue Album der stilsicheren Janelle Monáe, Seite 48

EKLEKTISCH

Die „Berliner Art Week“ fordert mal wieder auf zum Galerien-Marathon, Seite 47

ELASTISCH

Ein Gespräch mit Klaas Heufer-Umlauf über das Fernsehen, Seite 49

Premieren	46
Kleine Meinungen	48
Pro & Contra	48
Die lieben Kollegen	49
Fernsehen	50

Fortsetzung von Seite 41

Abschied von M. R.-R.

„Wenn der Jude deutsch schreibt, dann lügt er.“ Im Schauspielhaus, das ihm das wichtigste Theater seines Lebens bleiben würde; dann bei den heimlichen Zusammentreffen mit seinem Schwager Gerhard Böhm und anderen jungen Lesern, als sie einander 1937, er innerlich vor Unruhe zitternd, den Brief Thomas Manns an den Dekan der Bonner Universität vorlasen, in dem sich der Dichter des „Tonio Kröger“ erstmals öffentlich gegen die Machthaber des neuen Deutschlands stellte. Ja, zitternd. Denn was hätte es bedeutet, wenn der Autor des „Tonio Kröger“ sich womöglich doch an die Seite Nazi-Deutschlands gestellt hätte? Was hätte er dann noch gehabt?

„Ich fühlte mich verlassen“, wird er viele Jahre später schreiben, als er vom Tod Thomas Manns erfährt. Jetzt ist er noch bei ihm. Nach jenem Brief an den Dekan als größerer Schatz denn je.

Und danach, ja, dieses deutsche Märchen, es ist ja so oft erzählt worden und in den letzten Tagen immer wieder. Die Kästner-Gedichte im Getto, überhaupt Gedichte, weil man nicht anfängt, einen Roman zu lesen, wenn man nicht erwartet, lange genug zu leben, um noch das Ende lesen zu können. Der Auftrag an ihn, das Todesurteil für alle Juden des Gettos zu übersetzen; das Musikstück, das er während dieser Arbeit hörte, und sein Gedanke, das sei doch eine gute Theater-Szene, dessen Teil er ist. Und schließlich das Ums-Überleben-Erzählen für jenen Bolek, der ihnen Unterschlupf gewährt hatte, der sie aber jederzeit dem Tode übergeben konnte, für den Fall, dass er sich eines Tages langweilen sollte, mit Marceles Geschichten. Er langweilte sich nicht.

Daran haben sicher viele denken müssen, die das Glück hatten, mit ihm arbeiten zu dürfen – wenn er anrief oder wenn er angerufen wurde, immer diese Frage: „Lieber, was gibt es Neues?“ Es war ja eine Spiegelung jener Bolek-Neugier. Der unbedingte Wille, sich nicht zu langweilen. Sich selbst nicht und andere erst recht nicht. Es ist ja schon ein paar Jahre her, dass er lange Texte für die Zeitung schrieb.

Deshalb ist es auch wichtig, daran zu erinnern, wie unterhaltsam, klar und rasant noch der Text über das scheinbar langweiligste Thema war. Marcel Reich-Ranicki fühlte sich dem Leser verpflichtet. Er wusste, dass dieser vor allem unterhalten werden wollte, weil er selbst so rasend dringend Unterhaltung suchte und die Langeweile so fürchtete.

Ich habe ihn zum ersten Mal persönlich erlebt im Frühjahr 1994, als er in der Aula der Heidelberger Universität eine Rede auf Friedrich Schlegel hielt. Es waren mehr als tausend Studenten gekommen, sie saßen auf der Empore, in den Gängen, überall. Bevor er richtig anfing, erzählte er von seinen Zweifeln auf der Fahrt hierher. „Ich habe mir gedacht: Hast du doch einen Fehler gemacht. Es kommt doch sicher keiner. Hättest du mal eine Rede über Heine und die Lieder, Kafka und die Liebe oder Thomas Mann und die Knaben angekündigt. Dann wäre das Haus sicher voll gewesen. Aber Schlegel?“ Und er lachte, und der ganze überfüllte Saal lachte mit. Es war egal, worüber er sprach. Wir vertrauten ihm voll und ganz. Es würde geistreich werden und interessant. Es war der beste Vortrag, den ich während meines Studiums hörte.

Natürlich hatte er, als er eine Stunde lang über Friedrich Schlegel sprach, vor allem auch über sich selbst gesprochen. „Rückblickend schrieb er, es sei sein vorzüglichster Wunsch gewesen, ‚der großen Kluft, welche immer noch die literarische Welt und das intellektuelle Leben des Menschen von der praktischen Wirklichkeit trennt, entgegenzuwirken...‘“

„Immer intensiv. Immer heftig. Im Literarischen Quartett haben ihn Millionen so erlebt. Seine Widerreden, sein Zeigefinger, sein Klopfen auf die Sessellehne, „Das ist gut! Das ist sogar sehr gut!“, seine Empörung, seine Begeisterung.“

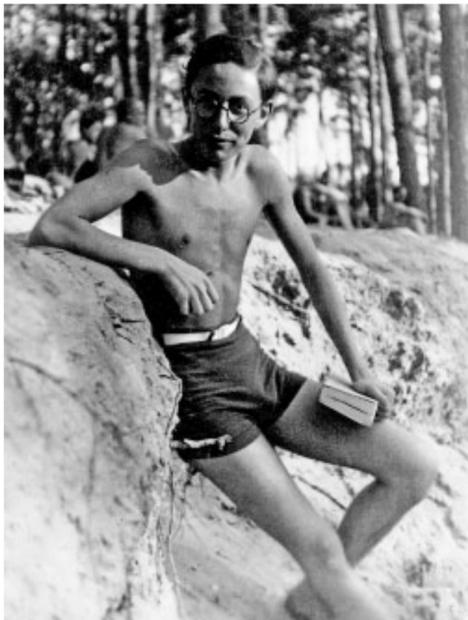
Das war ja sein eigenes Programm. Und auch wenn er über die Jüdin Dorothea, die später Schlegels Frau werden sollte, spricht, denkt er sicher auch an sich. Denn sie, so Reich-Ranicki, „zeichnete sich durch eine Eigenschaft aus, die oft bei Juden auffällt, sei es günstig, sei es ungünstig, und die zur Folge hat, dass sie, die Juden, für manche Menschen in ihrer Umgebung nicht so leicht erträglich sind, und ihnen vielleicht sogar auf die Nerven gehen, dass sie aber von anderen aus demselben Grund für äußerst attraktiv gehalten werden. Was ich meine, lässt sich mit Worten wie ‚Intensität‘ oder ‚Heftigkeit‘ andeuten.“

Oh ja. Immer intensiv. Immer heftig. Im Literarischen Quartett haben ihn Millionen so erlebt. Seine Widerreden, sein Zeigefinger, sein Klopfen auf die Sessellehne, „Das ist gut! Das ist sogar sehr gut!“, seine Empörung, seine Begeisterung. Wenn es um Literatur ging. Er gab der Literatur ja überhaupt erst diese Bedeutung, dadurch, dass jeder, der ihn las, jeder der ihn sah, sofort spürte, dass es jedes Mal um alles ging, um Überlebensfragen. Auch in der Ablehnung von Büchern. Natürlich war das immer wieder schmerzhaft für Autoren, ihre Werke so vehement kritisiert zu sehen, ihre Werke, an denen sie ja



2009 bei der Filmpremiere von „Mein Leben“

Foto: Thomas Kost



1936 im Strandbad Stölpchensee

Foto: privat



Reich-Ranicki mit seiner Frau Tosia

Foto: privat



Nach dem Krieg. Ein eigenes Auto mit „RR“ auf dem Nummernschild

Foto: privat

manchmal jahrelang gegessen hatten. Und dann kommt dieser Mann und zerreißt das Buch womöglich auf dem Titelbild des „Spiegels“ oder in einer kleinen Notiz. Er kannte keine Kompromisse, keine Schmeicheleien.

Ich fand immer am beeindruckendsten die Szene, die er selbst in „Mein Leben“ beschreibt, er war noch nicht lange in Deutschland, Heinrich Böll hatte ihm in seiner ersten Zeit viel und lebenspraktisch geholfen, und eines seiner nächsten Bücher verriss Reich-Ranicki in gebotener Deutlichkeit. Keine Reaktion von Böll. Bis sie sich wenig später auf einem Empfang widersahen. Sie sehen sich schon von weitem. Reich-Ranicki befürchtet einen Skandal. Böll kommt auf ihn zu, scheint ihn zu umarmen, flüstert aber nur in Reich-Ranickis Ohr: „Arschloch!“

Klar. Heinrich Böll hat aus seiner Perspektive recht. Was soll das? Wenn es ihm nicht gefällt, kann er nicht wenigstens schweigen? Wenn ich doch so freundlich zu ihm war? Konnte er nicht. Wollte er nicht. Dafür war ihm Böll zu wichtig. Dafür war ihm die Literatur zu wichtig. Und es ist völlig klar, dass die gesamte deutsche Literatur der Epoche, die er begleitet hat, niemals die Bedeutung erlangt hätte ohne ihn. Die Werke der stets so lautstark Leidenden Martin Walser und Günter Grass wären ohne diesen oft lästigen kritischen Begleiter und Verreiber und Lobredner in der öffentlichen Wahrnehmung und damit auch in der Wirklichkeit viel unbedeutendere gewesen. Er gab ihnen oft erst die herausragende Bedeutung, die sie dann meinten, laut und weinerlich gegen ihn vertei-

„Jetzt sitzt er in seinem großen schwarzen Sessel, blaues Hemd und Hosenträger, wartet auf Neuigkeiten, auf eine gute Geschichte. Ich bemühe mich sehr, manchmal lacht er.“

digen zu müssen. Womit hier, nur weil dies ein Nachruf ist, natürlich keinen Moment behauptet werden soll, dass er sich nicht oft, sicher sogar sehr oft, irrte, lautstark irrte und nicht wenigen Büchern und Autoren Unrecht getan hat. Lächerlich wäre es, das zu leugnen. Lächerlich, nicht zu erkennen, dass solche lautstarken Irrtümer unbedingt dazugehören.

Wenn es beim Lesen um alles geht: Es gibt diesen Film über eine Zugfahrt mit ihm durch Deutschland. Am Fenster rauscht die Loreley vorbei. Reich-Ranicki schaut und lacht: „Was wäre die Loreley ohne den Dichter Heinrich Heine? Nur irgend so ein Felsen in der Landschaft. Völlig belanglos und unbedeutend.“ So hat Marcel Reich-Ranicki die Welt gesehen. Manchmal dabei ironisch lachend, meistens bitter ernst. Und über diesen Heinrich Heine, der also die Loreley erfunden hat und dessen Verse er so liebte wie sonst nur noch die von Brecht, schrieb er einmal dies: Er dichte über „die Leiden eines Menschen, der, hineingeboren in die deutsche Welt, integriert werden möchte. Der Schmerz dessen, den man nicht zulässt, der allein und einsam bleibt – das ist Heines Leitmotiv: Die aussichtslose Liebe, die er in seinen Liedern und Gedichten besingt, symbolisiert die Situation des Verstoßenen und Ausgeschlossenen.“ Ein Fremdling des Lebens, früher Bruder Tonio Krögers. Einer, der sehnsüchtig zuschaut und gern ganz dazugehören würde.

„Na irgendwo muss man doch dazugehören“, hatte Marcel Reich-Ranicki einmal gesagt, als ich ihn gefragt hatte, warum er unbedingt zu dieser Gruppe 47 gehören wollte. Und auf die Frage, ob es nicht merkwürdig gewesen sei, in so einer Männergruppe, die zum großen Teil aus ehemaligen Wehrmachtssoldaten bestand, über neue Bücher zu diskutieren, statt einmal über die persönlichen Erlebnisse aus der Vergangenheit, meinte er nur, nein, man sei eben zusammengekommen, um über Literatur zu reden. Da habe er nicht noch Zeit gehabt, über die Vergangenheiten der anwesenden Männer nachzudenken.

Er wollte es auch nicht. Weil er eben einmal dazugehören wollte. Es war schon schwer genug. Trotzdem wurde der einzige echte Freund jener Mann, der aufgrund seiner asthmatischen Erkrankung kein Soldat gewesen war. Walter Jens, der Schriftsteller und Kritiker und Rhetor. Er wurde Marcel Reich-Ranickis Lebensfreund. Lange vor der Erfindung des Telefonsex hätten sie beide die Telefonfreundschaft erfunden, hat er geschrieben. Sie telefonierten jahrelang beinahe jeden Tag miteinander. Irgendwann ging auch diese Freundschaft auseinander.

Als ich Marcel Reich-Ranicki vor einigen Wochen zum letzten Mal in seiner Wohnung in Frankfurt besuchte, war auch sein Sohn Andrew bei ihm. Reich-Ranicki erholte sich gerade mühsam von den Folgen einer Lungenentzündung. Er war etwas schwach, etwas blass, aber heiter. Wissbegierig wie immer. Andrew zeigte mir an einer Wand im Arbeitszimmer ein Bild von Jens und seinem Vater. Eine Lithographie. Sie tanzten, sie reden, vielleicht streiten sie auch. Alles zugleich. Wenige Tage vorher war Walter Jens gestorben. Marcel Reich-Ranicki wollte unbedingt zu der Beerdigung fahren. Hatte das Jackett schon an, bereit zur Abfahrt. Aber er war schon zu schwach. Das ging nicht mehr.

Jetzt sitzt er in seinem großen schwarzen Sessel, blaues Hemd und Hosenträger, wartet auf Neuigkeiten, auf eine gute Geschichte. Ich bemühe mich sehr, manchmal lacht er, tonlos aus dem tiefen Inneren scheint das Lachen zu kommen, er klopf auf die Lehne. „Das ist gut.“ Wir verabreden, mit neuen Antworten noch etwas zu warten. Wir wissen wohl beide, dass er keine mehr schreiben wird. Aber als ich ihm sage, dass sehr viele Fragen gekommen seien, scheint er sehr froh.

Dann sagt Andrew, es ist Zeit zu gehen. Sein Vater winkt und lacht ein wenig. Dann ist der Vorhang zu. Und es bleibt, neben der großen Traurigkeit, ein Staunen über diesen Mann, über sein Leben und eine große, tiefe Dankbarkeit.

Erwartet hatten diese Nachricht alle, aber als sie eintrifft, trifft sie uns einzeln. Was mich angeht, so hörte ich davon auf der A9, auf dem Weg nach Köln, wo ich für den WDR zweimal das „Klassikforum“ moderieren soll. Das „Klassikforum“: Das sind drei Stunden live, ganze Werke, wer am Mikrophon sitzt, bestimmt selbst, was gespielt wird. Und keine Unterbrechung durch Nachrichten, Jingles, Teaser. Ja, ich liebe das „Klassikforum“, es ist übriggeblieben aus einer Zeit, als es noch Pausenzeichen gab, und als das Hören noch geholfen hat. Das „Klassikforum“ ist heute das einzige Vormittagsmusikformat dieser Sorte in der gesamten ARD-Radiolandschaft, das, bis jetzt, die selbstmörderischen Relaunch-Marathons ahnungsloser Anstaltsdirektoren überlebt hat. Bis jetzt. Tapfere Redakteure kämpften dafür, einige sind jetzt im Ruhestand, andere wuchsen inzwischen nach.

Es gibt keine Zufälle. Zwei Tage später, als die Arbeit getan ist, auf der A3 Richtung Frankfurt, höre ich das „Klassikforum“ auf WDR 3 mit Reich-Ranicki. Die Stimme des Moderators ist jung, sie knarrt, singt und lebt. Marcel Reich-Ranicki spricht im Radio, was er sonst nur am Telefon und privat tat, über die innere Faktur und über den historischen Kontext der Musik, die er liebt. Bruckner, Wagner und Beethoven, Wagner und Chopin, Strauss und Wagner. Und über die Gründe, warum er sie liebt.

Manches ist rein biographisch, längst bekannt. Dass im Warschauer Getto die Musik für ihn viel wichtiger geworden sei als die Literatur. Auch gegen Ende seines Lebens wird sie nach und nach immer wichtiger. Dass er aus seiner Kindheit erinnere, die Schwester habe Klavier gespielt, vielleicht gut, vielleicht schlecht, das wisse er nicht, aber sie spielte viel, meist Chopin. Und dass das Chopin-Spielen im besetzten Polen während des Krieges verboten gewesen sei: „Was für ein Triumph für einen Komponisten, dass die Deutschen meinten, so lange nach seinem Tod sei seine Musik noch gefährlich und könne die Leute aufregen und zum Widerstand anstiften.“ Die Aufnahme des Chopinischen Scherzos h-Moll rumpelt und rauscht, Reich-Ranicki hat Arthur Rubinsteins ausgewählt, der krabbelte mit Leidenschaft und vielen Unregelmäßigkeiten sehr eilig über die Tasten. Einige Werke verurteilt Reich-Ranicki scharf, und die Stimme bebte und hebt sich. Doch Achtung! Nur der Text wird so verurteilt, nicht die Musik: „Ich habe eine große Schwäche für dieses etwas misratene Stück“, sagt er, mit Tremolo, über Goethes „Egmont“. Beethovens Schauspielmusik zum „Egmont“ aber verzeiht Reich-Ranicki einfach alles, auch das angestaubte Melodram, selbst die hysterisch-kriegerischen Trompetenexzesse am Schluss. Dann singt Fritz Wunderlich aus Schumanns „Dichterliebe“, grün und schlank und immerzu schnurgeradeaus. Dazu sagt Reich-Ranicki etwas, was ihm selbst nicht ganz geheuer vorkommt, dass man das Papier rascheln hört und er es



M. R.-R. 1991 in Frankfurt

Foto Action Press

Das, was man liebt

Über den großen, leidenschaftlichen Musikkenner

zweimal sagt: Eine „deutsch-jüdische Symbiose“, ob es die je gegeben habe, sei fraglich, aber im romantischen deutschen Kunstlied gebe es sie sehr wohl, nämlich in den Liedern, die der Deutsche Robert Schumann (der Antisemit war, aber das sagt er nicht) nach Gedichten des Juden (und Emigranten) Heinrich Heine geschrieben habe. Diese Text-Musik-Verbindung sei wirklich symbiotisch. Denn: Im romantischen Klavierlied sind Text und Musik gleichberechtigte Partner. Das unterordnende Wort „Begleitung“ für das, was das Klavier dabei tut, sei natürlich („natürlich!“) das völlig falsche Wort. Genau das Gleiche, wortwörtlich, hatte gerade eben, am Morgen dieses Freitags, am 20. September 2013, der Pianist András Schiff gesagt, der vor langer Zeit einmal Schumanns „Dichterliebe“ mit Peter Schreier und Schuberts „Schöne Müllerin“ mit Dietrich Fischer-Dieskau gemacht hat und zu Gast war in meinem „Klassikforum“. Denn es gibt keine Zufälle.

Reich-Ranickis „Klassikforum“ stammt aus dem Jahr 1996, das ist jetzt siebzehn Jahre her. Einer der Redakteure hatte sich erinnert, und es gab zufällig, denn das ist keineswegs üblich, sogar einen Digitalmitschnitt der alten Bandaufnahme im Archiv auf vier CDs, eine Redakteurin erbatte sich und

lieh das für mich aus. Die Sendung hatte damals schon genau die gleiche Mozart-Erkennungsmelodie am Anfang, bei der noch heute die Moderatoren sich vorstellen müssen, nur, dass jetzt diese knarzige, langsame Stimme auftaucht aus dem Streicherplätschern und sagt: „WDR 3, das ‚Klassikforum‘, heute mit Marcel Reich-Ranicki“. So geht das los. Drei Stunden Reich-Ranicki und Musik. Er ist noch nicht fertig, als ich ankomme, ich parke also auf dem Seitenstreifen, um in Ruhe zu Ende zu hören. Wie man das so machte, damals, bei wirklich interessanten Sachen im Radio.

Er liebte sehr das Deutsche in der Musik. Den deutschen symphonischen Klang. Die großen Auftritte der Hörner, das Flirren der Streicher. Reich-Ranicki liebte Beethoven und Richard Strauss, er liebte ganz besonders und immer wieder „Tristan“ und die „Meistersinger“. Dabei identifizierte er sich als Kritiker keineswegs mit der Rolle des Beckmessers. Er sah den Kritikerberuf verkörpert durch Hans Sachs, der dem jungen Dichter Stolzing, der nicht weiß, wie er es nach der Regel anfangen soll, sagt: „Ihr stellt sie selbst, und folgt ihr dann.“ Für die Sendung hat Reich-Ranicki eine krasse Kreuzblende veranstaltet, die direkt von diesem Duett in das „Morgentraumdeutweise“-Quintett

switcht, unter Auslassung von mindestens hundert Takten Wagnermusik; vor allem fehlt die von Christian Thielemann geliebte, gerühmte Überleitung mit den harmonischen Rückungen. Aber musikalisch ist es gut gemacht. Wer nicht weiß, was das fehlt, merkt nichts.

Weil Marcel Reich-Ranicki diese Musik so bedingungslos und affektiv, so unkritisch liebte, deshalb las er auch Musikkritiken. Töhl finden und wegfließen genügt nicht. Man muss auch immer wieder den Diskurs führen über das, was man liebt. Etwas schrecklich finden und trotzdem aushalten.

Als ich damals, es war etwa zur selben Zeit, als diese Sendung stattfand, von der „Zeit“ zur F.A.Z. wechselte, sagten mir Kollegen, es sei Reich-Ranicki gewesen, der das betrieben habe. Ich konnte das nicht glauben und habe niemals nachgefragt, nicht bei ihm, bei niemandem. Ich lernte ihn kennen erst 1997 auf dem Buchmessen-Treff in Frankfurt, ich musste mich an seinen Tisch setzen, zu all den wichtigen Leuten, und er fragte mich aus. Erst über Pollinis Beethoveninterpretation, dann ging es um die „Meistersinger“. Als ich mich wieder verabschieden durfte und ging, hörte ich ihn zu den anderen Herren sagen: „Na, eigentlich ist sie doch ganz niedrig.“ Diese Vokabel hatte sich bis-

her noch kein Mensch einfallen lassen in Bezug auf meine Person, vielleicht früher einmal, zur Kindergartenzeit. Es dauerte, bis ich begriffen habe, dass das kein Grund war, beleidigt zu sein, vielmehr auf das Musikkritikermeter bezogen und wohl auch mit einer Spur Besitzerstolz gesagt worden war, ich war schließlich die Neuschaffung, und er sagte es so, wie Hundebesitzer zu sagen pflegen: Die beißt nicht! Die will ja nur spielen. Ein grausames Missverständnis, für das ich mich bis heute entschuldigen möchte, gab es, als ich zu einem seiner runden Geburtstage die Musik organisieren sollte. Ich dachte, es handele sich um eine Art Hauskonzert, und engagierte ein großartiges junges Streichquartett, das Lotus Quartett, vier Musikerinnen, die sich gerade den letzten Schriff bei dem Quartettguru Walter Levin holten. Sie spielten, platziert auf einem kleinen Podest, Beethoven und Schubert. Eine einzige Katastrophe. Die Party fand statt in einem der großen Bankettsäle eines Frankfurter Hotels, mit Hunderten von lärmenden, lachenden, quatschenden, besteckklappernden Gästen, und ab und zu bat jemand um Ruhe, aber das war sinnlos. Die Mädchen spielten tapfer und vermutlich wunderschön. Aber man hörte sie nicht. Nicht einmal, wenn man direkt daneben stand. Eine deutsche Blechblaskapelle wäre passender gewesen. Oder: Die Berliner Philharmoniker. Er hat sich aber trotzdem hinterher nicht bei mir beklagt.

Wenn wir telefonierten, was selten genug vorkam, fragte er stets, was gibt es, oder, gibt es was Gutes, und dann erzählte ich ihm von dem Bariton Gerharter oder von der jungen Sopranistin Prohaska oder von dem Jerusalem Chamber Music Festival oder von dem Pianisten Bogdanov, der nur den vierten Preis beim Tschaikowsky-Wettbewerb gemacht hatte und deshalb wütend vor der Preisverleihung abgereist war, zu Recht, weil er nämlich der Beste war, oder von „Schubert, Schumann und der Schnee“ bei der Ruhrtriennale. Wahrscheinlich nicht bei jedem dieser Gespräche, aber mir kommt es jetzt so vor, als sei es bei jedem gewesen, landeten wir am Ende immer wieder bei besagtem Quintett aus dem letzten Akt der „Meistersinger“, oder wenigstens in der Nähe. Von zeitgenössischer Musik hielt er nichts, obwohl ich es immer wieder damit versuchte. Für Reich-Ranicki musste es rauschen und singen, es musste wüste Harmoniewechsel geben, es mussten Trompeten blasen und Hörner locken. Nicht zu viel Rhythmus. Lieber viel Melodie. Und großer saftiger sinnlicher Klang. Deutsche Musik eben.

Kürzlich, ach nein, es ist doch schon etwas länger her, schickte ich seiner Frau, die Chopin noch viel mehr liebte als er, ein Päckchen mit den besten Neuaufnahmen des Chopin-Institutes aus Warschau, aufgenommen auf historischen Instrumenten, im Lichte der historischen Aufführungspraxis. Das war auch verkehrt. Von den neuen Geigern „ohne Ton“ und von Klavieren, die nicht den fetten, brillanten Steinwaysound ausstrahlten, hielt er überhaupt nichts. Er sagte: Ganz interessant. Aber nichts für mich.

ELEONORE BÜNING

FAZ-115byü

www.wunderlich-verlag.de

**JE HÖHER DAS AMT,
DESTO TIEFER DER FALL**

Ein rätselhafter Todesfall in den oberen Etagen der Macht

SCHWARZLICHT
THRILLER

Auch als E-Book erhältlich

WUNDERLICH

384 Seiten | Gebunden
€ 19,95 (D) | € 20,60 (A) | sFr. 28,50 (UVP)

© Getty Images/Seith Goldfarb



„Er redete über Literatur ungen und knapp.“ Reich-Ranicki mit Max Frisch, 1961



Foto Roba Press Mit Hilde Spiel, 1984



Foto SZ-Photo Gratulation an Friederike Roth zum Gewinn des Bachmann-Preises 1983 Foto dpa

2003 Ich habe Ihnen vor einiger Zeit meinen ersten Roman zugeschickt, Sie aber haben mir nie geantwortet. Warum?

Ich lese kein einziges dieser Manuskripte, keine einzige Zeile. Ich sende nichts zurück, auch dann nicht, wenn Rückporto beigelegt ist. Das sei unschön? Nein, unschön ist, dass mich rücksichtslose Menschen immer wieder belästigen. Wie auch immer: So ist es, und ich will und kann es nicht ändern. Der Grund ist sehr einfach: Meine Arbeit nimmt meine ganze Zeit in Anspruch. Ich muss, will ich meinen Beruf ausüben, alle Störungen konsequent abwehren. Darum handelt es sich: um Selbstverteidigung.

2004 Was bleibt von Kunst?

Robert Musil hat diese Frage gestellt und gleich lapidar beantwortet: „Wir, als Geänderte, bleiben.“ So glaube auch ich, dass gute Bücher ihre Leser verändern. Sie machen die intelligenten Menschen intelligenter und die klugen klüger. Sie machen die Erfahrenen und die Feinfühler noch erfahrener und noch feinfühler. Und ist das nicht sehr viel?

Aber dass gute Romane oder Gedichte oder Theaterstücke die Leser tatsächlich besser, wirklich edler machen – davon bin ich nicht überzeugt. Es tut mir sehr leid, dass ich mit einer optimistischeren Antwort hier nicht dienen kann.

2005 Was sagen Sie zu der unerwarteten und verspäteten Affäre im Zusammenhang mit dem Nobelpreis für Elfriede Jelinek?

Damals, vor einem Jahr, als die Österreicherin Elfriede Jelinek den Nobelpreis erhielt – was war das eigentlich: eine originelle Farce, eine ganz große akademische Eiselei oder, kurz gesagt, ein richtiger Skandal? Dass es ein Skandal war, wurde damals verheimlicht, weil alle den Fall als höchst peinlich empfanden. (..)

Auf jeden Fall ist in diesem Jahr ein Fortschritt feststellbar: Nachdem sich die Jury mit dem italienischen Clown Dario Fo, mit dem Chinesen Xinjiang, den, wie man in Hessen sagt, kein Schwein gelesen hat, und schließlich mit der zarten Österreicherin Elfriede Jelinek lächerlich gemacht hat, hat sie sich diesmal für einen ersten Schriftsteller entschieden. Allerdings hätte er, der weltberühmte Dramatiker Harold Pinter, den Preis schon vor zwanzig Jahren erhalten sollen. „Spät kommt ihr, doch ihr kommt“ heißt es im „Wallenstein“.

2006 Was erwarten wir als Nächstes von Ihnen: Eine Literaturgeschichte, ein belletristisches Werk?

Ich werde in den nächsten Tagen 86 Jahre alt. Ich habe in meinem langen Leben viel publiziert, vielleicht sogar zu viel. Glauben Sie nicht, dass für mich die Zeit gekommen ist, sich etwas auszuruhen? Wie auch immer: Ich bereite tatsächlich etwas Neues vor. Aber es wäre leichtsinnig, darüber zu sprechen, da es doch sehr unsicher ist, ob es mir möglich sein wird, meinen Plan zu verwirklichen.

Dient der Kritiker der Qualitätssicherung der Literatur?

Er versucht es immer wieder.

Wie haben Sie seinerzeit das Verhältnis zwischen der Gruppe 47 und Max Frisch erlebt? Welche Gründe gab es für seine dortige Nicht-Präsenz?

Von einem wie auch immer gearteten „Verhältnis“ zwischen der Gruppe 47 und Max Frisch kann überhaupt nicht die Rede sein. Wahr ist hingegen, dass der Chef der Gruppe 47, Hans Werner Richter, mehrfach Frisch zu Gruppentagungen eingeladen hat. Doch Frisch hat jedes Mal abgesagt, er war bei keiner dieser Tagungen dabei.

Warum? Für ihn wäre das purer Zeitverlust. Auch andere bekannte Schriftsteller der damals älteren Generation (Kästner, Koepfen, Nossack, Kaschnitz, Dürrenmatt) waren auf diesen Tagungen nie zu sehen. Sie hatten da auch nichts zu suchen. Sie waren längst etabliert, anerkannt und preisgekrönt. Sie brauchten die Gruppe 47 nicht.

Aber wie war es mit Frisch, warum wollte er nicht kommen? Wahrscheinlich hatte er keine Lust, sich tagelang Manuskripte jüngerer Autoren anzuhören oder gar an Diskussionen über deren Arbeiten teilzunehmen.

Leser glauben häufig, dass Schriftsteller sich brennend für Literatur interessieren. Das trifft schon zu, aber es betrifft vorwiegend ihre eigene literarische Produktion. (..) Frisch war von Beruf Architekt und hat diesen Beruf auch dann noch ausgeübt, als er längst als Dramatiker und Romancier anerkannt war. In meinen Gesprächen mit ihm redete er über Literatur ungen und knapp. Ich hatte den Eindruck, dass ihn Architektur mehr interessierte.

Wie schreiben Sie Ihre Texte? Diktieren Sie sie? Schreiben Sie mit der Hand oder direkt in die Maschine? Haben Sie einen Computer zu Hause? Glauben Sie, dass es von Bedeutung ist, ob ein Schriftsteller mit dem Computer schreibt oder mit der Hand?

Ich komme mir recht zahm vor

Seit 2003 beantwortete Marcel Reich-Ranicki jede Woche Ihre Fragen. Zu Goethe und Thomas Mann, Frauen, Liebe und Alkohol. Das Beste aus „Fragen Sie Reich-Ranicki!“

deutung ist, ob ein Schriftsteller mit dem Computer schreibt oder mit der Hand?

Ich habe in meinem langen Leben so gut wie nichts mit der Hand geschrieben, wohl aber viel diktiert – doch immer nur Briefe, hingegen, von seltenen Ausnahmen abgesehen, keine Artikel. Eine Schreibmaschine habe ich schon als Kind benutzt und sie erst aufgegeben, als es den Computer gab.

Ich bin sicher, dass der Computer auf den Stil einen starken und in der Regel günstigen Einfluss hat. Der wichtigste Grund: Auf die Korrekturen mit der Maschine verzichtet man oft, weil sie das Manuskript unsauber und liederlich machen. Im Computer bleibt ja das Manuskript stets ganz sauber. Also zögert man nicht, den Text zu ändern. Das ist beinahe immer gut für den Text.

Oder ein anderes Beispiel: Der Computer ermöglicht es, die Wiederholung einzelner Wörter und Formulierungen zu vermeiden. Derartige unbeabsichtigte Wiederholungen fallen oft in Bölls Prosa auf. Sein Deutsch wäre, glaube ich, besser und schöner, wenn er sich entschlossen hätte, vom Computer zu profitieren.

2007 Warum bleibt ein origineller, moderner, intelligenter und auch traditionsbewusster Lyriker wie Durs Grünbein immer noch für ein breites Publikum ein Nischenlyriker? Meine Freunde und Bekannten kennen ihn alle nicht.

Vielleicht überfordert er seine Leser. Aber er schreibt so, wie er es für richtig hält – und niemand sollte es ihm verübeln. Niemand sollte von ihm erwarten, dass er den Lesern entgegenkommt. Das tut Grünbein natürlich nicht. Ihre Bekannten, die nicht einmal seinen Namen kennen, haben keine Ahnung von zeitgenössischer Literatur. Das gilt für sehr viele Bewohner dieses Landes und aller anderen Länder.

2008 Seit etwa zehn Jahren stelle ich mir im Oktober immer wieder die gleiche Frage: Warum ignoriert das Nobelpreiskomitee so beharrlich Philip Roth, obwohl er doch einer der würdigsten Kandidaten für den Nobelpreis wäre?

Das hätte ich auch gern gewusst. Von Graham Greene wird erzählt, ihm sei der Nobelpreis verweigert worden, weil er mit der Frau eines Stockholmer Akademikers geschlafen habe. Mit wem hat nun der Philip Roth geschlafen? Wenn Sie das unbedingt wissen müssen, dann sollten Sie sich direkt an ihn oder seinen Agenten wenden.

Wird der Literaturkritiker im Alter eher milde oder eher zornig?

Das ist eine klare und einfache Frage. Dennoch fällt es mir schwer, sie zu beantworten. Denn eine Regel gibt es hier, glücklicherweise, nicht. So ist es denn eine ganz und gar individuelle Angelegenheit. Freilich trifft es zu, dass Frauen ebenso wie Männer oft im Alter ungeduldiger und nachlässiger werden. Das merkt man leider, wenn es um Schriftsteller oder Journalisten geht, nicht selten auch an ihrem Stil. Es hat schon seinen Grund, dass Redakteure ungen an den Manuskripten der Siebziger- und Achtzigerjahren arbeiten. Letztlich kann sich jeder, auch der Kritiker, im Alter so verhalten, wie es ihm passt. Das mag eine enttäuschende Antwort sein, ich weiß es. Aber bisweilen sollte man den Mut zu eben solchen Antworten haben.

Wie schaffen Sie es, so viele Bücher zu lesen? Haben Sie eine bestimmte Methode, werden Sie nie abgelenkt?

Das möchte ich auch wissen. Jedenfalls habe ich keine besondere Methode. Übrigens wird mir diese Frage immer wieder gestellt. Und ob ich abgelenkt werde? Ja, natürlich. Aber ist das so schlimm? Brecht hat einmal gesagt, er könne nur dichten, wenn ab und zu das Telefon auf seinem Schreibtisch läutet. Die Anwesenden befürchteten, Brecht habe sich einen Scherz geleistet und wolle sie verspotten. So war es aber nicht: Er meinte es ganz ernst.

Wenn er mit einem Gedicht beschäftigt sei, könne es passieren – erklärte er –, dass er steckenbleibt und nicht weiterweiß. Er grübelt, doch kommt dabei nichts raus. Plötzlich läutet sein Telefon. Glücklicherweise greift er zum Hörer. Er spricht mit jemandem fünf Minuten und kehrt dann zu seinem Manuskript zurück. Und siehe: Jetzt ist alles klar, jetzt weiß er genau, wie das Gedicht weitergehen muss. Auch mir ist es bisweilen so ergangen: Mich hat das Telefon nicht gestört, sondern erlöst.

Haben Sie schon einmal an der Entstehung eines literarischen Werkes mitgeboffelt? Mit Rat, Änderungswünschen, Beschwerden und so weiter?

Ja, aber es ist schon lange her. Ich wanderte mit einem bekannten Autor irgendwo in Österreich und schlug ihm einen Roman vor. Ich erzählte ihm diesen Roman ziemlich genau. Er sagte, dies sei ein interessanter Vorschlag, gewiss, aber er könne diesen Roman nicht schreiben, er werde es bestimmt nicht tun. Und dann redeten wir über Joseph Roth. – Etwa acht oder neun Monate später erhielt ich per Post eben diesen, bereits gedruckten Roman. Ich las ihn aufmerksam. Er war scheußlich. Ich beschloss, nie wieder einem Autor einen derartigen Vorschlag zu machen. Ich habe Wort gehalten.

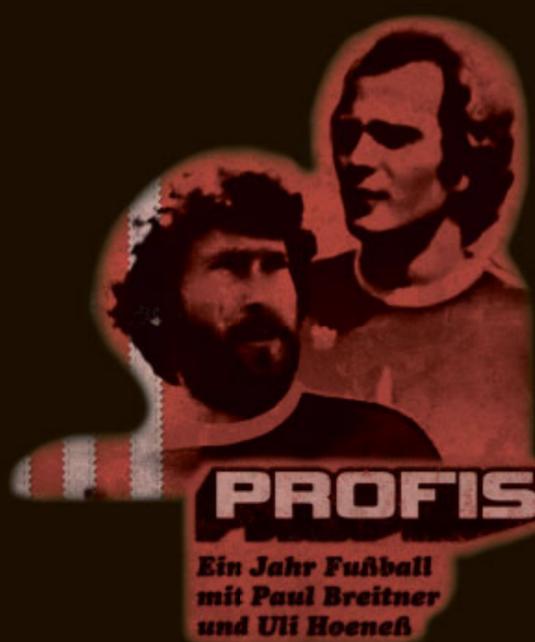
FAZ-2Edq850



DEUTSCHE FILMAKADEMIE
DIE DEUTSCHE FILMAKADEMIE PRÄSENTIERT

MEIN FILM

Gäste aus Politik, Wirtschaft und Kultur sprechen über einen Film, der in ihrem Leben und Denken eine große Rolle spielt.



PROFIS
Ein Jahr Fußball mit Paul Breitner und Uli Hoeneß

Gast

PAUL BREITNER

Im Gespräch mit PETER LOHMEYER

Film

PROFIS

von Christian Weisenborn und Michael Wulfes
BRD 1979, Dokumentarfilm, 87 Min., Farbe

26. SEPTEMBER 2013

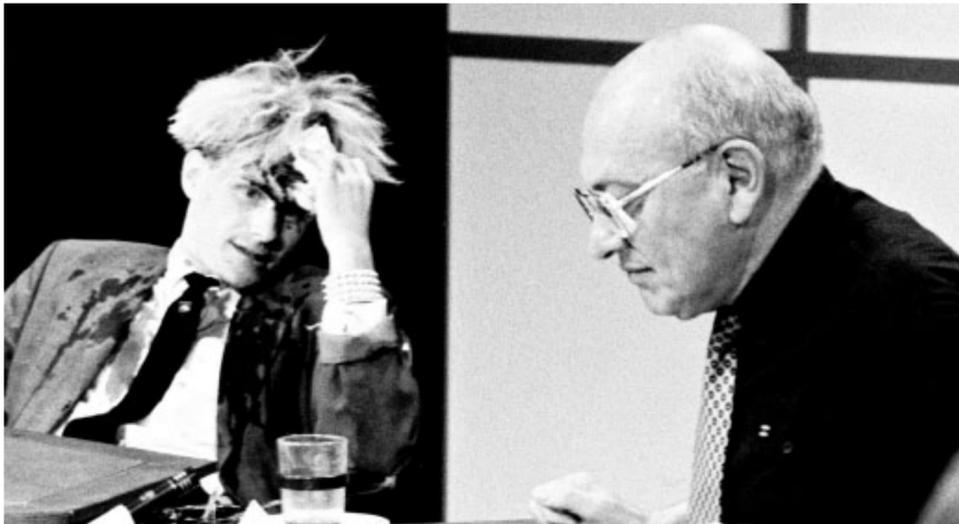
Einlass 19:00 Uhr Beginn 19:30 Uhr

ARRI KINO

Türkenstraße 91, 80799 München

Frankfurter Allgemeine
SONNTAGSZEITUNG

ARRI
KINO



Als Juror in Klagenfurt 1983, links Rainald Goetz mit blutender Stirn

Foto Isolde Ohlbaum



Einer der wenigen, die von seiner Kritik verschont blieben: Reich-Ranicki mit Siegfried Lenz, 1981

Foto dpa

2009 Warum glaubt eigentlich jeder halbwegs Prominente (und Nichtprominente) seine Autobiographie schreiben zu müssen? Woher kommt dieses Schreibbedürfnis?

Ich glaube, das bereitet viel Spaß. Wer nicht will, kann ja auf solche Bücher verzichten.

Haben Sie Jurek Becker persönlich kennengelernt? War er ein fröhlicher Mensch?

Er war ein begabter, witziger, freundlicher, lebenswürdiger Mensch. Ein fröhlicher? Er war Jude, und ich bin nicht sicher, ob ein Jude, der das erleben musste, rief mich aus dem Nebenzimmer zu: „Nenn doch den ‚Tod in Venedig‘ und sag dem Fragesteller, er soll dich in Ruhe lassen.“

Warum sind Sie Literaturkritiker und nicht Literaturprofessor geworden?

Weil in Deutschland Adolf Hitler regierte. In meinem Buch „Mein Leben“ ist das ziemlich genau erklärt. Wie auch immer: Ich glaube, es war nicht falsch, Kritiker zu werden.

Schreiben Männer besser als Frauen?

Homer, Sophokles, Euripides, Horaz, Ovid, Vergil, Dante, Petrarca, Molière, Corneille, Racine, Shakespeare, Cervantes, Calderón, Voltaire, Goethe, Schiller, Balzac, Stendhal, Flaubert, Puschkin, Dostojewskij, Tolstoi, Proust, Brecht. Sie alle waren Männer. Genügt die Antwort?

Welche ersten und letzten Worte in Werken der Weltliteratur beeindruckten Sie ganz besonders?

Erste Worte: Prinzessin: „Du siehst mich lächelnd an, Eleonore, / Und siehst dich selber an und lächelst wieder.“ (Goethe, „Torquato Tasso“)

„München leuchtete.“ (Thomas Mann: „Glaube und Liebe“)

Letzte Worte: Alkmene: „Ach!“ (Heinrich von Kleist, „Amphitryon“)

„Dort hat er eine alte Frau weinen sehen.“ (Rilke: „Cornet“)

Wenn Sie an Shakespeare und Mozart glauben, also an die Schönheit, die Tiefe und die Dauerhaftigkeit ihrer Werke, glauben Sie damit nicht auch an Göttliches?

Nein, keinesfalls. Ich habe noch nie gehört, dass Götter „Romeo und Julia“ geschrieben hätten oder den „Don Giovanni“.

Welches der Kinder Thomas Manns war literarisch am begabtesten? Golo.

Bei der erneuten Lektüre des „Doktor Faustus“ hatte ich den Eindruck, dass das Werk, das zu den Glanzstücken der Weltliteratur zu rechnen ist, eine noch größere ästhetische Wirkung entfalten könnte, wenn der Autor auf umfängliche Bildungsversatzstücke und auf die eine oder andere Verschachtelung eines Satzes verzichtet hätte.

Sie wollen also Thomas Mann belehren, wie man Deutsch schreiben sollte? Sie wissen vielleicht, dass man ihn für den größten deutschen Stilisten seit Goethes Tod hält? Ich muss sagen, Sie sind sehr mutig.

Welches ist die schönste Strandszene in der Geschichte der Literatur?

Ich kann mich an keine erinnern. Aber meine Frau, um Rat in der Not gebeten, rief mir aus dem Nebenzimmer zu: „Nenn doch den ‚Tod in Venedig‘ und sag dem Fragesteller, er soll dich in Ruhe lassen.“

2010 Was hat uns Goethes „Faust“ heute noch zu sagen? Meine Antwort: alles.

Ich wüsste gern, ob Sie eine wahrhaft glückliche Filmadaption eines Romans kennen?

Ach, liebe Frau Berben, Sie gefallen mir sehr, ich bewundere Sie aufrichtig. Aber die Frage, ob eine Filmadaption mich beglückt, ist mir ziemlich gleichgültig. Mich faszinieren gute, schöne Filme. Die Relation von literarischem Werk und Film ist meine Sache nicht. Ich habe „Effi Briest“ in drei Fassungen gesehen, alle drei waren bemerkenswert und interessant. Sie haben vielleicht (und hoffentlich) diese drei Fassungen gesehen. Für die verschiedenen Adaptionen haben Sie wahrscheinlich keine Zeit.

Bitte sagen Sie etwas zum Werk Ernst Jüngers.

Über Jünger möchte ich auf keinen Fall etwas sagen. Wenden Sie sich bitte an andere Schriftsteller. Und ersparen Sie sich Fragen wie: Ja, warum denn und wieso?

Kann ein Mann wie Gottfried Benn, der mit dem Faschismus sympathisierte, überhaupt ein guter Lyriker sein?

Leider ja. Ich wiederhole: L e i d e r j a.

War die Literatur der DDR wirklich die bessere der deutschen Literaturen?

Nein, natürlich nicht.

Was halten Sie von Ihrem Freund Karasek? Er schreibt oft über Frauen. Ist das ein interessantes Thema?

Von Karasek halte ich sehr viel. In der Tat, ich glaube, dass Frauen als Thema der Literatur interessant sind. Unter uns: Ich kenne kein interessanteres Thema.

2011 Haben die Literaturkritiker das kunstvolle Verreißvermögen verlernt? Sie kommen mir so zahm vor.

Schon wahr, auch ich komme mir recht „zahm“ vor, leider.

Hatte Ingeborg Bachmann wirklich eine so außergewöhnlich starke Wirkung auf Männer? Wie hat sie das gemacht? Und war die Wirkung auf Sie ebenso heftig?

Ich bin mehrfach bei Veranstaltungen mit Ingeborg Bachmann zusammengetroffen, zumal auf Tagungen der Gruppe 47. Es trifft wohl zu, dass sie auf viele Männer eine starke Wirkung hatte. Ich habe bei verschiedenen Gelegenheiten mit ihr gesprochen, kann aber die anderen Fragen, die Sie mir gestellt haben, nicht beantworten.

Wodurch zeichnet sich Ihrer Meinung nach Georg Büchner aus?

Mit Büchner beginnt die moderne deutsche Literatur. Seine Werke führen zum Realismus, zum Naturalismus und zum Expressionismus ebenso wie zum epischen Theater, zum Theater der Surrealisten und zum Dokumentartheater. Büchner führt zu Gerhart Hauptmann, zu Frank Wedekind und zu Ödön von Horváth und schließlich zu Franz Kafka und Bertolt Brecht. Wolfgang Koeppen bekannte: „Georg Büchner war mir am deutschen Himmel immer der nächste von allen Sternen.“

Er war der Dichter meiner Jugend, und er ist bis heute mein Dichter geblieben.

2012 Sind Sie einmal in Hermann Burgers rotem Ferrari gefahren?

Nein. Ich habe Burger mehrfach getroffen, aber ich bin nie mit ihm Auto gefahren. Allerdings habe ich Zigarren aus der Tabakfabrik der Familie Burger geraucht. Mir hat besonders sein Zigarrenroman „Brenner“ gefallen.

Vermissen Sie bin und wieder die Zeiten des „Literarischen Quartetts“? Haben Sie noch Kontakt zu Frau Löffler und Herrn Karasek? Würden Sie sich mehr Sendeformate im deutschen Fernsehen wünschen, die sich mit Literatur beschäftigen?

„Homer, Sophokles, Euripides, Horaz, Ovid, Vergil, Dante, Petrarca, Molière, Corneille, Racine, Shakespeare, Cervantes, Calderón, Voltaire, Goethe, Schiller, Balzac, Stendhal, Flaubert, Puschkin, Dostojewskij, Tolstoi, Proust, Brecht. Sie alle waren Männer. Genügt die Antwort?“

Marcel Reich-Ranicki auf die Frage: Schreiben Männer besser als Frauen?



Foto laif

Ja, ich vermisse diese Zeit schon. Zu Herrn Karasek besteht die allerfreundlichste Beziehung und zu Frau Löffler die allerfeindlichste. Je mehr sich das Fernsehen mit der Literatur beschäftigt, desto besser.

Was hast Du eigentlich mit dem Deutschen Fernsehpreis gemacht, den Du damals nicht haben wolltest?

Den Glaspokal hat damals mein Sohn an sich genommen. Aber er hat ihn auch nicht mehr. Er hat ihn vor einiger Zeit dem „Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland“ in Bonn geschenkt, für deren Ausstellung „Humor in der Politik“.

Nachdem ich mich durch die fast 1000 Seiten von René Schickeles Trilogie „Das Erbe am Rhein“ gearbeitet habe, bleibe ich ratlos zurück.

Siegfried Lenz veröffentlicht jetzt seine Tagebücher. Sie kommen doch sicher auch drin vor. Und – daraus ergibt sich eine Frage: Haben Sie selbst eigentlich nie Tagebuch geführt? Nein, ich habe nie Tagebuch geführt.

Macht es mehr Freude zu loben oder zu verreißern, wenn Sie eine Kritik schreiben? Was ist leichter?

Alles in allem bereitet es mehr Freude zu loben, während das Verreißern oft genug eine schmerzhaft Aufgabe ist.

Kann man die jüngsten Gedichte von Günter Grass als Literatur einstufen?

Ich kann die jüngsten Gedichte von Günter Grass nicht als Literatur einstufen. Wenn er es tut, muss die Entscheidung jeder für sich selbst treffen.

Sind Sie in Ihrem Leben einmal Thomas Bernhard begegnet? War er persönlich so böseartig und schimpfeschuldig wie in seinen Büchern?

Ja, ich bin in meinem Leben mehr als einmal mit Thomas Bernhard zusammengetroffen. Er war bei vielen Gelegenheiten auch persönlich so böseartig und schimpfeschuldig wie in seinen Büchern, allerdings waren unter seinen Äußerungen immer auch interessante.

Welche Autorinnen sollte man unbedingt gelesen haben?

Ich muss Sie leider enttäuschen, aber eine Antwort auf die Frage nach Büchern von Frauen, die unbedingt gelesen werden sollten, kann ich nicht geben. Aber ich kann Ihnen natürlich Autorinnen nennen, deren Werke ich gelesen habe und die auf jeden Fall empfehlens-

wert sind: Bücher etwa von Ingeborg Bachmann, Annette von Droste-Hülshoff, Marie von Ebner-Eschenbach, Karoline von Günderode, Ricarda Huch, Franziska zu Reventlow, George Sand, Selma Lagerlöf, Nelly Sachs, Jane Austen, Emily und Charlotte Brontë, Wislawa Szymborska, Christa Wolf, Else Lasker-Schüler oder Patricia Highsmith. Wir werden wohl gelegentlich noch weitere Namen erwähnen.

Ich abne ja, dass Sie kein Fußballfan sind. Aber ich möchte doch gerne wissen, ob Sie in Ihrem Leben einmal Sportbücher gelesen haben, etwa Ror Wölfs Fußballgedichte. Ich wäre Ihnen doch dankbar, wenn Sie mir Ihre Ahnungen ersparen wollten.

Kennen Sie einen Autor, der seinen Rubm und seine Kunst vor allem dem Drogenkonsum verdankt? Dem Alkohol wenigstens? Mit dieser Problematik beschäftigen sich viele Kenner. Muss ich mich auch damit befassen? Schiller mochte dazugehört haben. Ein außerordentlicher Alkoholiker war der in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts erfolgreiche Christian Friedrich Grabbe, dessen sehr gute Komödie „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“ oft gespielt wurde.

2013 Lesen Sie Blogs mit Literaturkritiken? Könnten Sie sich vorstellen, für meinen Blog (www.fischpott.de) eine solche als Gastbeitrag zu schreiben?

Fischpott? Ich fürchte, dass ich Sie nicht verstehen kann. Fragen Sie bitte jemanden, der sich damit besser auskennt.

Hat es den Genuss von Wagners Musik nie getrübt, dass er ein übler Antisemit gewesen ist?

Doch, hat es. Was Sie schreiben, stimmt.

Ist Ihnen schon aufgefallen, dass Martin Walser in letzter Zeit nur noch Unsinn schreibt? Sein letztes Buch, „Meßmers Momente“, ist eine Aneinanderreihung von Quatsch, finde ich. Stimmen Sie mir zu? Oder lesen Sie Walser nicht mehr? Ihre Frage gleicht einer Bemerkung. Was Sie schreiben, reicht völlig aus.

Die Fragen stellten Sibylle Zöllner, Joachim Ross, Ernst Breit, Sandra Fetsch, Volker Pommerening, F. W., Jens Grimstein, Joachim Albrecht, Axel Müller, Alois Lang, Marko P., Franz Keller, Peter Herting, Walter Rabe, Hermann Sattler, Hans F. Breymeyer, Gerhard Bolzin, Bastian Nitzschke, Rainer Hesse, Fred Lunzer, Axel Marko, Iris Berben, Alexander Ramseger, Solveig Keller, Karoline Sander, Walter Kund, Konrad Sauer, Paul Gollnast, Vreni Zander, Marcus Volz, Thomas Gottschalk, Bernd Klasen, Horst Gerhardt, Prof. Dr. Klute, Gerd Funken, Elisabeth Reigl, Franz Ude, Karl Walters, Fabian Mauruschat und Jochen Kleiner.

FAZ-2LgmCZ4



Verliebt in Istanbul

Von Männern hat Hatice Akyün erst mal die Nase voll – und irgendwie auch von Deutschland. Sind die deutschen Politiker schuld? Oder ihre türkische Familie? Oder ist es wieder einmal Kismet? Kurzerhand zieht sie von Berlin nach Istanbul und macht sich auf die Suche nach ihrem türkischen Ich. Doch das ist in der pulsierenden Metropole nicht so einfach zu finden ...

»Flott und scharfzünftig wird der Leser durchs deutsch-türkische Kulturgetrüb geleitet.«
ZDF



Klappenbroschur
€ (D) 14,99
Verfügbar auch
als eBook

Kiepenheuer
& Witsch

www.kiwi-verlag.de